

# DER ANRUF

**D**u nimmst das Telefon. Festnetz ist billiger. Du tippst die Ziffern, Wählscheiben sind nur noch eine verschwommene Erinnerung. Wie die Milchfrau am Eck, der Schaffner in der Straßenbahn. Die Nummer kannst du auswendig. Es war einmal deine. Du wählst sie jeden Tag, seit du ausgezogen bist. Es ist ein Ritual. Es ist euer Ritual. Ihr steht euch nahe. Die Zeit ohne deinen Vater, damals vor vielen Jahren, hat euch zusammengeschweißt. Du weißt, dass du Glück mit ihr hast. Sie hat dich sein lassen, dir behutsam die Richtung gewiesen, dich zu nichts gedrängt. Sie war da. Und das hat dir Halt gegeben. Gibt dir immer noch Halt.

Eure Gespräche über Alltäglichkeiten sagen viel mehr aus, als ihr ausspricht. Sie ist ein Stück Heimat in der vertraut gewordenen Fremde. Sie kennt deine Geschichte, sie ist deine Geschichte. Es ist ihre Sprache, die Sprache deiner Mutter, in der du denkst und fühlst und liebst.

Wählton. Es läutet. Einmal, zweimal, dreimal. Sie wird unterwegs sein, denkst du, als abgehoben wird. Es ist dein Vater. »Mama gibt es nicht mehr«, sagt er. »Sie ist tot«, sagt er, »sie hat sich umgebracht.« Nein, denkst du. »Nein!«, stößt du hervor. Du verstehst ihn nicht. Kannst ihn nicht verstehen, willst ihn nicht verstehen. Was redet er da? Deine Welt ist ins Strudeln geraten, der Sog zieht dich mit, reißt dich ins Nichts. Du stotterst, fragst, was und wieso und warum und wie und stehst dabei neben dir, beobachtest dich beim Telefonieren, kannst und willst und wirst nicht glauben, was du hörst, was er sagt, was nicht sein kann, was nicht sein darf. Sie kann nicht tot sein. Nicht weg. Du brauchst sie. Sie gehört zu dir, ist Teil deines Lebens, war es immer schon, hat dir das Leben gegeben. Sie darf sich ihres nicht genommen haben. Sie ist noch jung. Keine 59, das ist kein Alter, das ist kein Alter zum Sterben, da sollte noch viel Zeit sein. Zeit für dich, für deine Kinder, ihre Enkel. Zeit, die mit ihr verloren gegangen ist.

Du willst es nicht glauben, aber du weißt es. Es wird lange dauern, bis dieses Wissen in dein Herz gedrungen ist, dein Herz, das bittet und fleht. Dein Vater weint. Seine Stimme ist rau vom Schluchzen, abgewetzt von der Trauer. Auch du weinst jetzt. Still, stumm, geschockt.

»Sie war nicht da«, sagt dein Vater. »Ich bin aufgewacht und sie war nicht da. Du weißt, dass sie nicht gut geschlafen hat in letzter Zeit. Die Medikamente haben sie wach gehalten. Oft ist sie dann ein Stück spazieren gegangen, leise, um mich nicht aufzuwecken. Aber sie war noch nicht wieder zurück, als ich aufgewacht bin. Sie war nicht da.«

Du hörst die Worte deines Vaters, aber sie ergeben keinen Sinn. Nichts hat mehr einen Sinn. Du bist in tausend Teile zerbrochen. Deine Mutter ist tot. Wer soll dich wieder zusammensetzen?

Dein Vater redet weiter, will dem Entsetzen über den Verlust eine Erklärung abringen, will verstehen, was nicht verstanden werden kann. »Ich bin sie suchen gegangen«, sagt er. »Ich wollte nur sicher gehen, dass ihr nichts passiert ist. Sie war ja schwach vom Kortison. Ich bin ihren Lieblingsweg gegangen, der Donau entlang. Der Körper war zugedeckt.« Die Stimme versagt ihm. Es fehlen ihm die Kraft und die Worte, weiterzureden, weiterzumachen, weiterzuleben.

Siebenunddreißig Jahre sind sie verheiratet. Fünf Jahre haben sie auf einander gewartet, damals, als er vor den Kommunisten geflohen ist, und sie und du ihm nicht nachreisen durftet. Hierher in ein fremdes Land mit einer fremden Sprache einer fremden Lebensweise. Ein Land, das ihn gerne genommen hat, weil er als Wissenschaftler wertvoll war. Fünf Jahre lang warst du vaterlos. Seine Briefe zensiert, mit schwarzen Balken. Seine seltenen Pakete voller Schätze aus einem Land, in dem die Menschen kauften, lasen, sagten, was sie wollten. Sie hat ihn dir ersetzt, deine Kindheit und frühe Jugend trotz allen Einschränkungen zu einer wunderbar glücklichen Zeit gemacht. Sie konnte das. Andere Menschen glücklich machen, sich selbst zurücknehmen, an andere denken, immer an alle anderen, an sich selbst zuletzt.

»Die Decke war braun.« Dein Vater spricht weiter und du wirst niemals, niemals vergessen, was er dir erzählt, auch wenn es dir immer wie ein Märchen vorkommen wird, ein dummes, grausames Märchen, das Angst macht, erschrecken soll, die Lebensfreude stiehlt. »Die Decke war braun«, wiederholt er, »und zwei Polizisten waren da, und ich bin hingegangen, ich wollte laufen, aber es ging nicht. Ich habe ihnen gesagt, dass da meine Frau liegt und ich mir sicher bin, dass sie es ist, so sicher, dass ich schreien wollte vor Schmerz. Was sie anhat, wollten sie wissen, und ich habe ihnen ihren Trainingsanzug, den weichen, warmen, grauen beschrieben und

sie haben nein gesagt, dann ist sie es nicht. Und ich war froh, so froh und bin nach Hause gelaufen, gerannt. Hoffnung und Angst und Hoffnung. Der Trainingsanzug war da, aber sie nicht.«

Du willst schreien, ihn anbrüllen, betteln, dass er aufhört zu reden, dass er es zurücknimmt, es ungeschehen macht. Alles soll wieder sein wie es war. Aber du bringst kein Wort heraus nur ein ersticktes Krächzen, das sich nicht nach dir anhört sondern nach einem Fremden und vielleicht bist es auch gar nicht du, ist das alles nur ein Traum, aber du weißt es besser.

»Ich bin zurück und habe ihnen gesagt, dass ich nicht weiß, was sie anhat«, sagt dein Vater, und du siehst deine Mutter vor dir, nackt und weiß und vernarbt, dort, wo früher, ganz früher die rechte Brust war. Elf Jahre ist es her, da standen ihre Chancen fünfzig-fünfzig und du vor dem Zelt, in dem sie um ihr Leben kämpfte. Zum Muttertag hast du ihr Blumen gezeichnet, das Bild hängt heute noch im Schlafzimmer deiner Eltern. Deines Vaters, verbesserst du dich, und dir wird übel.

»Sie haben mir ihre Hand gezeigt«, hörst du durchs Telefon, »und ich habe sie erkannt. Dann durfte ich sie sehen. Sie schläft doch nur, wollte ich rufen, und habe ihr Gesicht in die Hände genommen. Kalt, ganz kalt, ich wollte sie wärmen, ihr helfen. Ich habe ihre Wangen gestreichelt und ihre Hände, aber sie ist nicht warm geworden, nicht aufgewacht.« Seine Stimme versagt, du hörst nur seinen stoßweisen Atem, sein Schluchzen und möchtest ihm helfen und bist genauso ohnmächtig wie er. Du kannst ihn nicht in die Arme nehmen, denn er ist am anderen Ende der Stadt und alles, was euch verbindet, ist der Hörer in deiner Hand, den du hilflos und ohne, dass du es bemerkst, mit dem Daumen streichelst.

»Was ist passiert«, fragst du, »wie hat sie?« »Sie ist in die Donau gegangen«, antwortet dein Vater, »sie hat sich ertränkt.« »Der Krebs«, sagt er, »der Krebs ist zurück. Sie hat es letzte Woche erfahren. In der Halswirbelsäule, es war eine Sache von Wochen, vielleicht Tagen.« »Sie wollte nicht mehr leiden. Sie hatte Angst vor den Schmerzen«, sagt er. »Sie hat einen Brief geschrieben, alles geregelt. Sie hat es geplant«, sagt er, »im Internet recherchiert, wie sie angst- und schmerzfrei gehen kann. Sie hat endlich einmal an sich gedacht.« Und du bist stolz, so stolz auf sie. Du willst ihr sagen, dass du sie bewunderst für ihren Mut. Dass es dich tröstet, dass sie es für sich getan hat, ganz allein für sich, und, dass du ihr geholfen hättest, wenn sie dich gelassen hätte. Und, dass du sie verstehst.

»Ich komme zu dir«, sagst du, »ich hab dich lieb.« Du hörst ihn weinen, dann legt er auf.

© *Nicole Makarewicz*